

Brenna Yovanoff

Schweigt still die Nacht



aus dem Amerikanischen übersetzt
von Jessika Komina und Sandra Knuffinke
Hardcover mit 368 Seiten
15,0 x 22,0 cm, Januar 2011
17,95 EUR [D] 18,50 EUR [A], 27,50 CHF
ISBN 978-3-8390-0127-1

www.script5.de

www.facebook.com/script5

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

KAPITEL 4

GENTRY BEI NACHT

Später lag ich auf meinem Bett, das Gesicht in den Kissen, und lauschte den vertrauten Geräuschen des Hauses. Der Kühlschrank, die Klimaanlage. Die Toilette im oberen Bad, bei der das Wasser ständig durchlief.

Unten öffnete und schloss sich die Haustür. Post raschelte auf dem Tisch im Flur, Schlüssel klimperten. Keine Schritte. Meine Mom trägt immer weiße Krankenschwesterturnschuhe mit Gummisohlen. Absolut geräuschlos.

»Sharon«, rief mein Dad. Es klang, als wäre er noch in der Küche. »Kommst du bitte mal?«

Mom antwortete irgendwas, das ich nicht verstand. Aber es musste ein »Nein« gewesen sein, denn eine Minute darauf sprang die Dusche an. Sie duscht immer sofort, wenn sie nach Hause kommt, weil sie bei ihrem Job quasi den ganzen Tag in spritzendem Blut plantscht. Und weil sie dort den ganzen Tag mit Edelstahl zu tun hat.

Ich wälzte mich auf den Rücken und starrte auf die Deckenlampe, sah dem Ventilator zu, der Schatten warf wie Libellenflügel.

Schließlich schob ich das Fenster hoch und kletterte raus aufs Dach.

Von oben konnte ich die ganze Gegend und unseren Garten überblicken. Ich stützte die Ellbogen auf die Knie. Es hatte aufgehört zu regnen, aber der Himmel versprühte noch immer einen feinen, kalten Nebel.

Unten auf der Straße standen Hydranten und parkende Motorräder und Autos. Bäume reihten sich entlang der Wicker Street. Die ganze Stadt stank nach Eisen, aber darunter lag ein lebendiger, leuchtend grüner Geruch.

Auf dem Flur vor meinem Zimmer schlurfte jemand über den Teppich. Dann klopfte es, leise und zaghaft.

Ich wälzte mich herum und steckte den Kopf durchs Fenster. »Ja?«

Emma öffnete die Tür. Sie hatte ihr Haar zu einem Knoten gebunden und war bereits bettfertig mit ihren grässlichen Puschelpantoffeln. Sie stieg auf mein Bett und krabbelte zu mir raus aufs Dach. Die Hände ausgestreckt, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, rutschte sie auf dem Po zu mir herunter und setzte sich neben mich auf die nassen Dachziegel.

Wir sahen hinunter auf die Straße und Emma lehnte sich an mich, den Kopf auf meiner Schulter.

Ich schmiegte meine Wange an ihren Scheitel. »Na, da ging's ja heute ziemlich ab zwischen dir und Dad, was?«

»Kleine Meinungsverschiedenheit. Er fand, ich hätte eine Grundregel verletzt, und ich fand, er hat sich benommen wie ein Wahnsinniger. Das Ende hast du dann ja voll abgekliegt. Tut mir leid.«

Ich schüttelte den Kopf. »Er war nicht böse. Er will nur, dass ich mich unauffälliger verhalte. Weil dieses kleine Mädchen gestorben ist. Oder vielleicht auch wegen Kellan Caury.«

»Ach, Mensch, wenn er damit doch nur mal aufhören würde. Im-

mer wieder die Horrorstorys von vorgestern aufzurollen, hilft auch nicht weiter.«

Ich ließ die Finger über die Dachziegel gleiten. Sie waren rau, voller verzinkter Nägel. Es brannte gerade genug auf der Haut, um mich abzulenken. »Na ja, er hat nichts davon gesagt. Aber genau das meint er. Ein Mädchen in meiner Schule – Tate. Es war ihre kleine Schwester.«

Emma nickte und hob den Kopf von meiner Schulter. Es war kühl. Sie zitterte und schlang die Arme um ihren Körper.

»Es ist schwer für ihn.« Mittlerweile berührte sie mich gar nicht mehr und ihre Stimme klang seltsam. »Und Mom. Ich schätze, das heißt, für mich sollte es auch schwer sein, aber ich spüre es irgendwie gar nicht so richtig, weißt du? Du bist der einzige Bruder, den ich je hatte.«

Ich starrte hinunter auf meine Socken, die schwarz vom Teer der Dachziegel waren und voller winziger Schmutzstückchen. »Können wir bitte nicht darüber reden?«

Emma seufzte und wandte mir das Gesicht zu. »Ich hab es aber satt, nicht darüber zu reden. Hast du nicht gemerkt, dass jeder in dieser Stadt verzweifelt versucht, die Illusion aufrechtzuerhalten, alles wäre in Ordnung?«

Ich nickte, musste aber dem Drang widerstehen zu erwidern, dass es manchmal einfach viel leichter so war. Ich kratzte mit den Nägeln über die Dachziegel und sagte nichts.

Emma verschränkte die Arme. »Du sahst ihm sehr ähnlich.«

Ohne es zu wollen, zog ich die Schultern hoch. Sie redete von dem Bruder, den sie eigentlich hätte haben sollen, und alles, was mit ihm zu tun hatte, auch wenn es nur Kleinigkeiten waren, hinterließ in mir ein schweres, taubes Gefühl.

Doch sie redete einfach weiter, mit weicher, verträumter Stimme. »Er war blond, glaube ich, wie du. Ich weiß noch, dass er blaue Augen hatte, weil du zuerst auch welche hattest. Aber dann war es, als ob sich das Blau einfach aufgebraucht hätte. Oder versickert ist oder so. Vielleicht war das ein Zauber, der irgendwann nachgelassen hat, und schließlich war das Blau weg und du warst da.«

»Aber du erinnerst dich nicht mehr daran, wie er war, oder?«

Emma runzelte die Stirn, als versuchte sie mühevoll, es sich ins Gedächtnis zu rufen. »Ich war noch so klein«, sagte sie schließlich. »Ich weiß nicht immer genau, was vorher war und was nachher. Manchmal erinnere ich mich an eine Einzelheit und dann kann ich noch nicht mal sagen, ob das er ist oder du. Am besten ist mir noch die Schere im Gedächtnis geblieben. Mom hatte eine Schere an einem Band über die Wiege gehängt. Die sah so schön aus.«

Ich dachte an all den Aberglauben der Alten Welt. Methoden, mit denen man sein Vieh und sein Haus schützte. Es wurde immer offensichtlicher: Sie funktionierten nicht.

Emma seufzte. »Ich glaube, ich erinnere mich gar nicht an ihn«, schloss sie. »Ich erinnere mich nur daran, was Mom alles unternommen hat, damit er nicht geholt würde.«

Sie zog ein Knie an und schlang den Arm darum. Haarsträhnen lösten sich aus dem Knoten und sie strich sie sich hinters Ohr. Sie wirkte einsam und traurig, wie ein Leuchtturm. Wie eine Nonne.

Ich wollte ihr sagen, dass ich sie liebte. Nicht auf die komplizierte Art, auf die ich unsere Eltern liebte, sondern so vollkommen simpel, dass ich nie auch nur darüber nachdenken musste. Ich liebte sie so, wie ich atmete.

Sie seufzte und warf mir einen Blick zu. »Was ist? Warum guckst du mich so an?«

Ich zuckte mit den Schultern. Das Gefühl war einfach, aber die Worte brachte ich nicht heraus.

Sie sah mich lange an. Dann strich sie mir über die Wange. »Schlaf schön, Quasimodo.«

Mit dem Kopf voran stürzte sie sich durchs Fenster und landete auf dem Bett, während ihre Füße noch über das Fensterbrett ragten. Ihre Pantoffeln waren schmutzig von den Dachziegeln. Ich hätte beinahe die Hand ausgestreckt und sie in den Knöchel gezwickt, ließ es dann aber doch sein.

Die Straßen unter mir lagen still und schläfrig da. Ich stützte mich auf die Ellbogen und sah hinab.

Gentry hatte zwei Gesichter und nachts konnte ich dieses zweite Gesicht klarer sehen. Oberflächlich wirkte diese Stadt wie ein einziger grüner, gepflegter Rasen, aber darunter barg sie ein Geheimnis. Dies war ein Ort, an dem die Menschen ihre Türen abends doppelt verriegelten und ihre Kinder beim Einkaufen fester an die Hand nahmen. Sie nagelten Hufeisen über ihre Eingangstüren und hängten statt Windspielen Glöckchen auf. Sie trugen Kreuze aus Edelstahl anstatt aus Gold um den Hals, weil Gold sie nicht vor Leuten wie mir schützte.

Die Mutigeren vergruben vielleicht Quarz oder Achat in ihren Gärten oder stellten ein Schälchen Milch raus, damit das Glück sie nicht verließ – ein kleines Hinterhofopfer für das, was im Schatten lauerte, was immer das auch sein mochte. Sprach man sie darauf an, zuckten sie mit den Schultern oder lachten, aber sie hörten nicht damit auf, denn, hey, schließlich lebten wir in einer Stadt, in der die Leute ihr Verandalicht brennen ließen und niemals Fremden zulächelten. Es half ja auch, wenn sie ihre Ringelblumen pflanzten und ein paar hübsche Steine dazwischensetzten, denn dann brachen ih-

nen bei einem frühen Schnee nie Äste von den Bäumen und ihre Gärten waren immer schöner als die der anderen. Das alles taten sie, denn vor allem, vor allem anderen, verhiß die Nacht Schatten und vermisste Kinder, und wir lebten in einer Stadt, in der man nie über diese Dinge sprach.

Nach einer ganzen Weile kletterte ich wieder in mein Zimmer und ging ins Bett. Das Fenster ließ ich offen, damit ich atmen konnte. Es war nicht schlimm im Haus, aber trotzdem schlief ich schlecht unter dem Geruch von Schrauben, Dachträgern und Nägeln.

Ich zitterte in der kalten Brise und kroch tiefer unter die Decke. Im Garten zirpten Grillen und die Äste der Bäume scharrten knarrend gegeneinander. Mäuse raschelten in dem hohen Gras am Straßenrand. Die Nachtvögel piffen wie Zahnräder in vollem Gang.

Ich vergrub den Kopf unter meinem Kissen, um die Geräusche auszublenden. Jetzt klangen alle Töne gedämpft und ich fragte mich, ob sie sich so wohl für Roswell anhörten. Für jeden außer mir. Er konnte im Unterricht sitzen, ohne von knisterndem Papier oder dem Dröhnen der Lüftung abgelenkt zu werden. Ich musste immer daran denken, nicht zusammenzufahren, wenn jemand eine Tür zumachte oder ein Buch fallen ließ, für den Fall, dass das Geräusch nicht laut genug gewesen war, um auch die anderen zu erschrecken.

So war das Leben in Gentry – jeden Tag zur Schule gehen und sich einfügen in eine Welt, in der man lieber alles Außergewöhnliche ignorierte, in der jeder gern wegsah, solange man einfach seine Rolle spielte.

Wie könnten sie sonst alle ihr hübsches Vorstadtleben weiterführen?

Vielleicht war es gar nicht so schwer. Kinder starben nun mal. Sie

wurden krank und immer kränker und niemand wusste, was ihnen fehlte. Irgendwer verlor irgendwo einen Sohn oder eine Tochter. Vielleicht überprüften sie ja die Luft auf Schadstoffe oder suchten das Problem im Grundwasser. Blei vielleicht oder giftige Rückstände vom Schlackenberg.

Natalie Stewart war nur ein weiterer Unglücksfall, beerdigt von meinem Vater auf dem Friedhof an der Welsh Street, eine traurige Angelegenheit. Ich kannte die Etikette, die normalen Reaktionen, aber sobald ich versuchte, Sorge oder Trauer zu empfinden, sah ich nur Tate vor mir, wie sie allein in der Cafeteria saß. Und bei dem Gedanken an sie war das Gefühl, das in mir aufstieg, nicht Trauer, sondern Einsamkeit. Wenn ich an den Kreis leerer Stühle um sie herum dachte, trauerte ich nicht um ihre Schwester. Es war derselbe stumpfe Schmerz, den ich ohnehin jeden Tag fühlte.

Die Wahrheit lautet schlicht und einfach: Man kann eine Stadt verstehen, man kann sie kennen, lieben und hassen zugleich. Man kann ihr etwas vorwerfen, ihr grollen und es ändert sich nichts. Letzten Endes ist man selbst doch nur ein Teil von ihr.

KAPITEL 5

DER SCHARLACHROTE BUCHSTABE

Der Freitag war kalt und grau. Die Blutspendestation war abgebaut worden, aber ich fühlte mich immer noch ziemlich wacklig und hielt mich von der Cafeteria fern. In der Eingangshalle lief der Regen in Sturzbächen an den Fenstern hinunter und das Glas sah aus, als würde es schmelzen.

Ich verbrachte den Morgen damit, alles Mögliche zu meiden. Menschenmengen, Unterhaltungen und so ziemlich jeden, der mich womöglich fragte, warum ich aussah wie ein Zombie – also vor allem Roswell –, aber nach der dritten Stunde gingen mir die Ausreden über meine fehlenden Bücher aus und ich musste wohl oder übel zu meinem Spind. Nichts, worauf ich sonderlich scharf war.

Der »Freak« war jedoch verschwunden. An seiner Stelle prangte ein seltsames Spiralmuster aus dünnen, sich schlängelnden Linien auf der Tür. Die Farbe war spinnennetzförmig weggekratzt worden, sodass die nackten Metalllinien von einem Mittelpunkt ausstrahlten, der einmal ein mit Blut unterlegtes Schimpfwort gewesen war. Ein paar von den Feldern des Netzes waren ausgemalt worden, einige schwarz und andere in dickem, klumpigem Weiß.

»Wir haben uns mal deinen Spind vorgenommen«, verkündete Danny, der gerade hinter mich getreten war.

Drew nickte und hielt einen Permanentfilzstift und eine Flasche Tipp-Ex hoch.

Ich betrachtete das Gewirr aus Kringeln und Kreisen. Am Rande des Bildes hatten sie die Korrekturflüssigkeit sorgfältig über den Filzstift gestrichen und dann wieder spiralförmig abgekratzt, sodass die Tinte geisterhaft durchschien. Für ein Projekt, das auf vorherigem Vandalismus basierte und bei dem nur ein Edding und Tipp-Ex zur Verfügung standen, war es ziemlich gut.

Danny stützte sich mit dem Ellbogen auf meine Schulter. »Wir wollten dich nicht im künstlerischen Ausdruck deiner Persönlichkeit hemmen oder so. Wir dachten nur, es kommt nicht so gut, wenn du dich zu früh zu aggressiv outest. Nicht dass das, na ja, noch einer falsch auffasst.«

Beide bemühten sich um ausdruckslose Gesichter, als wollten sie nicht zu selbstzufrieden wirken. Drew warf die Flasche Tipp-Ex in die Luft und fing sie wieder auf. Sie standen links und rechts von mir und warteten auf meine Reaktion.

Ich hätte gern irgendwas gemacht, um zu zeigen, wie erleichtert ich war, wie dankbar, aber alles, was ich herausbrachte, war: »Danke.«

Danny boxte mich in die Seite. »Bedank dich lieber nicht. Du schuldest der Schule jetzt nämlich sechzig Dollar für den neuen Anstrich.«

Falls es am Tag zuvor nicht schon offensichtlich gewesen sein sollte: Tate Stewart war das Thema, über das alle sprachen. Sie stakste steif durch die Flure, vorbei an Grüppchen von Leuten, die hinter vor-

gehaltener Hand miteinander tuschelten. Die Blicke, die sie streiften, waren keine mitleidigen Seitenblicke, sondern ein neugieriges, flüchtiges Starren.

Sie starrten sie ganze Unterrichtsstunden lang an, auch wenn sie versuchten, es unauffällig zu tun. Tate schien es egal zu sein. Sie bewegte sich durch die Menge, als wäre sie allein. Als könnten die Blicke und all das Getratsche ihr nichts anhaben. Ihr Gesicht wirkte verschlossen, ihre Augen weit weg, doch um ihren Mund war ein Zug, der mein Mitleid erregte. Sie sah nicht traurig aus und das machte alles noch hundertmal trauriger.

Tate hatte es nie interessiert, was andere Leute von ihr dachten. Sie versuchte nie, irgendwen zu beeindrucken oder sich beliebt zu machen. In der siebten Klasse war sie dem Jungenbaseballteam beigetreten, obwohl die Mannschaft grottenschlecht war, nur um zu beweisen, dass sie niemand davon abhalten konnte.

Im Laufe dieses Morgens aber verzog sich ihr Mund zu einem immer dünneren Strich. Eine seltsame Spannung ging von ihr aus, fast wie Elektrizität. Sie erfüllte die Luft um Tate, als könnte sie jeden Moment explodieren, aber der große Knall kam erst in der Englischstunde.

Wir waren gerade am Ende unserer Reihe über Romantik und *Der scharlachrote Buchstabe*. Mrs Brummel war groß und dünn, mit blondiertem Haar, und trug immer wild gemusterte Pullis. Sie konnte sich außerordentlich für die Art von Büchern begeistern, die kein normaler Mensch je zum Vergnügen lesen würde.

Jetzt stand sie vor uns und klatschte in die Hände – das tat sie ständig. »Okay, wir wollen heute über das Thema Schuld sprechen und darüber, dass Pearls bloße Existenz Hester offenkundiger brandmarkt als das scharlachrote A. Am deutlichsten zeigt sich das

in der Tatsache, dass einige der Dorfbewohner glauben, Pearl sei das Kind des Teufels.«

Dann schrieb sie mit schwarzem Stift an die weiße Tafel: Pearl als konkrete Schuldmanifestation.

»Möchte das vielleicht irgendjemand näher ausführen?«

Niemand mochte. Tom Ritchie und Jeremy Sayers vor mir schnipsten einen kleinen Fußball aus zusammengeknülltem Papier hin und her und jubelten jedes Mal laut, wenn einer von ihnen ihn zwischen den Torpfosten – den Händen des jeweils anderen – hindurchbugsierte. Alice und Jenna starrten immer noch zu Tate rüber. Sie flüsterten und hielten sich dabei die Hände vor den Mund, als wäre das, was sie sagten, so schockierend, dass sie es verbergen mussten, und warfen sich vielsagende Blicke zu.

Mrs Brummel malte mit dem Rücken zu uns Spiegelstriche an die Tafel und wartete darauf, dass jemand die Zeilen mit Inhalt füllte.

Ich beobachtete Alice. Als sie sich zu Beginn der Stunde hinge-
setzt hatte, war ihr Rock so weit hochgerutscht, dass man ziemlich viel von ihren Oberschenkeln sah, und zu meiner Freude hatte sie bisher noch nichts dagegen unternommen. Ihr Haar hing ihr offen über den Rücken und sah im Neonlicht fast bronzefarben aus.

Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und beugte sich vor, um Jenna etwas ins Ohr zu flüstern. »Ich hab gehört, dass ihre Mom nur noch im Bett liegt, seit es passiert ist. Die ist noch nicht mal zur Beredigung aufgestanden. Ich glaub's einfach nicht, dass sie immer noch so tut, als wäre nichts passiert. Also, ich würd ja noch nicht mal zur Schule kommen.«

Das war anscheinend laut genug gewesen, dass Tate einen Teil oder auch alles gehört hatte, denn sie sprang so abrupt auf, dass ihr ganzes Pult ein Stück über den Boden schabte. Ihre Augen waren

hart, als sie den Blick über unsere Gesichter schweifen ließ, und ich war mir nicht ganz sicher, ob meine Benommenheit von all den Schrauben und Drähten in den Wänden rührte oder daher, wie sie mich ansah.

»Bitte sehr«, sagte sie mit klarer, herausfordernder Stimme. »Das wolltet ihr doch, oder? Mich mal ordentlich anlotzen? Dann guckt eben – ist mir doch egal.«

Und wenn auch niemand das Schicksal Hester Prynnes und ihrer unehelichen Tochter besonders enthusiastisch verfolgt hatte – jetzt waren alle zu hundert Prozent da. Ich hielt den Kopf gesenkt, kauerte über meinem Pult und versuchte, mich so klein wie möglich zu machen. Mein Herz schlug so heftig, dass ich es bis in die Kehle spürte, und ich redete mir immer wieder ein, dass alles in Ordnung wäre, dass ich mir nur eingebildet hätte, wie seltsam sie mich angesehen hatte. Ich musste es einfach glauben. Ich musste daran glauben, dass niemand in Gentry mich ansehen würde, sobald er die Worte »Kind des Teufels« hörte.

Niemand sagte ein Wort.

Es war mucksmäuschenstill im Klassenzimmer und alles, was ich hörte, war das Summen der Neonröhren an der Decke. Es kam mir so vor, als schwebte das Geräusch direkt über mir, wie eine Art Alarm oder Signalton, aber keiner drehte sich um und starrte mich anklagend an. Niemand flüsterte oder zeigte auf mich.

Mrs Brummel stand mit dem Rücken zur Tafel, den offenen Stift in der Hand, und starrte Tate an. »Gibt es ein Problem?«

Tate schüttelte den Kopf und blieb stehen. »Kümmern Sie sich einfach nicht um mich. Ich warte hier bloß auf mein rotes A.«

»Das ist nicht lustig«, tadelte Mrs Brummel und steckte die Kappe wieder auf den Stift.

»Nein«, erwiderte Tate. »Da haben Sie recht. Aber wie wär's, wenn wir trotzdem einfach alle weiterlächeln? Das macht die Dinge doch gleich viel leichter.«

Mrs Brummel trat hinter ihren Schreibtisch und hob fragend eine Schachtel Papiertaschentücher, obwohl Tate überhaupt nicht weinte. »Brauchst du vielleicht einen Moment, um dich wieder zu beruhigen?«

»Nein. Weil ich nicht durcheinander *bin* oder vom Kummer zerfressen oder so was, klar? Ich bin gerade einfach nur echt angepisst.«

»Möchtest du vielleicht mit dem Schulpsychologen reden?«

»Nein, Scheiße, ich will einfach nur, dass mir endlich mal einer zuhört!« Ihre Stimme war jetzt laut und unnatürlich schrill. Plötzlich holte sie mit dem Fuß aus und trat so fest gegen ihr Pult, dass das metallische Rumsen ihrer Workerboots im ganzen Raum widerhallte.

»Du bist entschuldigt«, sagte Mrs Brummel, aber nicht mit diesem dünnen, verständnisvollen Stimmchen, von dem Lehrerinnen in solchen Fällen oft Gebrauch machten. Ihr Tonfall ließ keinen Widerspruch zu, als wäre sie durchaus bereit, Tate vom Schulwache dienst abholen zu lassen, wenn sie nicht freiwillig ging. Einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte Tate es tatsächlich darauf ankommen lassen, gewaltsam abtransportiert zu werden. Dann schnappte sie sich die Bücher von ihrem Pult und ging, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Der Rest der Klasse blieb in unbehaglichem Schweigen zurück. Ich klammerte mich an den Ecken meines Pults fest, damit niemand sah, wie meine Hände zitterten, und Mrs Brummel gab ihr Bestes, um unsere Aufmerksamkeit wieder auf Nathaniel Hawthorne und

Hester Prynnes bescheuertes Dilemma zu lenken, bis es schließlich klingelte.

Draußen auf dem Flur kam Roswell gerade aus der Mathestunde und schloss zu mir auf. »Na, bereit für ein bisschen französischen Grammatikhorror?«

Ich schüttelte den Kopf und wandte mich in Richtung Hinterausgang. »Ich muss mal an die frische Luft.«

Er sah mich an, als überlegte er, wie er sich am besten ausdrücken sollte. »Ich glaub, du solltest lieber zu Französisch gehen«, sagte er schließlich.

»Ich kann nicht.«

»Du meinst, dir ist nicht so danach.«

»Nein, ich meine, ich kann nicht.«

Roswell verschränkte die Arme und wirkte plötzlich viel größer. »Nein, du meinst, dir ist nicht so danach. Rein technisch ist das nämlich durchaus möglich.«

Ich zog mir den Ärmel über die Hand und griff nach der Türklinke. »Ich muss raus«, murmelte ich mit zittriger Stimme. »Nur ganz kurz. Ich brauche einfach frische Luft.«

»Und was *ich* brauche, ist 'ne Erklärung, warum du aussiehst wie 'ne wandelnde Leiche. Mackie, was ist los?«

»Ich hasse das«, brach es aus mir heraus. Meine Stimme klang gepresst. »Ich hasse es, dass alle immer so auf Sachen fixiert sind, die sie gar nichts angehen. Ich hasse es, dass sie einen nicht einfach in Ruhe lassen können. Und Nathaniel Hawthorne hasse ich auch.«

Roswell schob die Hände in die Taschen und blickte mich an. »Okay. Damit hatte ich jetzt nicht gerechnet.«

Er ließ mich gehen.

Am Ende des Parkplatzes blieb ich stehen und lehnte mich an

eine der riesigen Eichen, die dort standen. Der Regen rann durch die Blätter und tröpfelte mir ins Gesicht. Es klingelte zur nächsten Stunde, aber ich blieb, wo ich war. Ich fühlte mich benommen und mein Atem ging stoßweise. Denn auch wenn ich, was Schullektüre anging, nicht gerade der fleißigste Leser war, kannte ich das Buch gut genug, um zu wissen, dass zwar Hester mit einem großen roten A auf dem Kleid rumlaufen musste, aber Dimmesdale derjenige war, in dessen Haut der Buchstabe eingebrannt war. Er war derjenige, der starb.

Hinter mir rollte ein Auto heran. Eine Stimme sagte: »Hey, Mackie.«

Tate hatte ihr absolutes Monstrum von Buick am Straßenrand angehalten und beugte sich über die vordere Sitzbank. Anscheinend hatte sie beschlossen, dass sie für heute genug Schule gehabt hatte. Oder, wahrscheinlicher, dass sie einfach genug davon hatte, öffentlich begafft zu werden. Sie legte die Hand auf den Rand des Beifahrerfensters. »Sieht nicht so aus, als würde der Regen bald aufhören. Kann ich dich irgendwohin mitnehmen?«

Der Wagen stand tuckernd am Straßenrand, die Scheibenwischer glitten hin und her. Lange mattgraue Karosserie, bedrohliche Kotflügel. Wie ein bössartiger Metallhai.

»Geht schon. Aber danke.«

»Bist du sicher? Wär' kein Problem.«

Ich schüttelte den Kopf, und um sie nicht ansehen zu müssen, beobachtete ich, wie der Regen in einem perlenden Vorhang von der vorderen Stoßstange tropfte.

Ihr Gesicht wirkte weicher und jünger als sonst. Ich stand unter der triefenden Eiche und überlegte, ob ich ihr wohl ein Kompliment dafür machen sollte, wie sie mit Mrs Brummel fertig geworden war,

nur um überhaupt über irgendwas zu reden. Oder ob ich ihr sagen sollte, dass es mich echt beeindruckte, wie sie trotz ihrer Trauer und dem ganzen Gegaffé allen zeigte, dass sie ihr den Buckel runterrutschen konnten.

Nach einer Minute stellte sie den Motor ab und stieg aus dem Auto. »Hör mal, ich muss mit dir reden.«

Als sie über den Rasen auf mich zukam, wirkte ihr Blick irgendwie anders. Als wäre sie hier draußen auf dem Parkplatz, mitten im Freien, nicht mehr ganz so selbstsicher. Als hätte sie sogar Angst vor mir. Der Schwung ihres Mundes wirkte irgendwie verletzt. Unter ihren Augen waren dunkelblaue Schatten, als hätte sie wenig geschlafen.

Sie kam bei mir an und drehte sich um, sodass wir Seite an Seite dastanden und hinaus auf den Parkplatz starrten. Ihr Ellbogen war nur Zentimeter von meinem Ärmel entfernt.

»Hast du einen Moment Zeit?«

Ich antwortete nicht.

»Mann, warum sagst du eigentlich nie was?« Sie drehte sich zu mir um und sah mich an. Sie biss sich auf die Unterlippe, die schon ziemlich wund aussah, als hätte sie in letzter Zeit viel darauf herumgekaut. Auch wenn sie nach dem Eisen des Buick stank, roch sie darunter frisch und irgendwie süß. Der Duft erinnerte mich an blühende Bäume oder irgendwas Leckeres, das man sich gern in den Mund stecken würde. Es war ein Geruch, der einem auf keinen Fall bei einem Mädchen auffallen sollte, das bis zum Hals in tragischen Ereignissen und Detroitter Stahl steckte.

»Du warst gestern nicht bei der Beerdigung«, sagte sie.

Die Spannung zwischen uns schien plötzlich lauter zu summen. Ich nickte.

»Warum nicht? Ich meine, dein Dad ist doch so wild auf ›Gemeindezusammenhalt‹ oder so, und da er ja so ziemlich das Ganze organisiert hat ... Und, na ja, Roswell war doch auch da.«

»Die Sache mit der Religion überlasse ich lieber meinem Dad«, erwiderte ich, in diesem flachen, mechanischen Tonfall, der mich als das entlarvte, was ich war – ein schlechter Lügner, der die Lüge eines anderen herunterbetete. »Außerdem ist so eine Beerdigung ja nicht gerade *das* gesellschaftliche Ereignis. Ich meine, man geht ja nicht hin, weil es so viel Spaß macht.«

Tate ließ mich nicht aus den Augen. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust. Sie war klein und nass, das Haar klebte ihr in der Stirn. »Was soll's. Ist ja auch egal.«

»Du hältst dich echt tapfer.«

Tate atmete tief durch. »Das war nicht sie.«

Einen Moment lang sagte ich nichts. Keiner von uns sagte etwas. Aber wir sahen uns weiter an. Ich entdeckte grüne und goldene Sprenkel in ihrer Iris und winzige Flecken, die so tief und kühl aussahen, dass sie fast lila wirkten. Mir wurde klar, dass ich sie seit Jahren nicht richtig angesehen hatte.

Sie schloss die Augen und bewegte die Lippen, bevor sie anfang zu reden, als wollte sie die Worte erst mal üben. »Das war nicht meine Schwester in dieser Kiste, das war was anderes. Ich kenne meine Schwester, und was immer da in dem Bettchen gestorben ist, sie war es nicht.«

Ich nickte und wandte den Blick zu Boden. Plötzlich war mir kalt, eine Gänsehaut, die nichts mit dem Regen zu tun hatte, überzog meine Arme. Meine Hände kribbelten und wurden langsam taub.

»Und, was meinst du, wie lange du jetzt noch dastehst und guckst wie ein Auto?«

»Was willst du denn von mir hören?«

»Ich will gar nichts von dir hören – ich will, dass mir jemand zuhört!«

»Vielleicht solltest du mal mit einem Beratungslehrer sprechen«, schlug ich vor, ohne den Blick von meinen Schuhen zu heben. »Dafür sind die doch da.«

Tate sah mich mit weit geöffneten Augen an. Ihr Blick wirkte verletzt und zum ersten Mal sah ich bei ihr Tränen. »Weißt du was? Du kannst mich mal.«

Sie ging zurück über den Rasen zu ihrem Wagen und schwang sich hinters Steuer. Dann knallte sie die Tür zu, riss den Schalthebel in den Rückwärtsgang und setzte zurück auf die Straße.

Sie fuhr die Benthaven Road hinunter, und als sie um die Kurve verschwunden war, ließ ich mich schwer gegen die Eiche sacken. Ich rutschte am Stamm hinunter in die Hocke.

Der Regen troff mir über Stirn und Nacken, doch ich nahm ihn kaum wahr. Ich hatte ihr mein Geheimnis nicht verraten, denn ich wusste noch nicht mal, wie ich es laut aussprechen sollte. Niemand wusste das. Stattdessen klammerten sie sich alle an der Lüge fest, dass die Kinder, die starben, tatsächlich ihre eigenen waren und nicht bloß eine überzeugende Attrappe. So mussten sie nie fragen, was mit den echten Kindern passiert war. Ich hatte selbst nie gefragt, was mit den echten passierte.

Das war wie eine Art Kodex in dieser Stadt – man redete nicht darüber, man fragte nicht nach. Aber Tate hatte trotzdem gefragt. Sie hatte den Mut gehabt, das auszusprechen, was alle dachten – dass ihre echte, wahre Schwester durch etwas Unheimliches, Falsches ersetzt worden war. Noch nicht mal meine eigene Familie war jemals ehrlich genug gewesen, um offen darüber zu reden.

Tate hatte sich selbst zu einer einsamen Außenseiterin gemacht, wo doch eigentlich ich der Freak war. Ich war vor ihr zurückgewichen, als hätte sie eine ansteckende Krankheit. Dabei wünschte sie sich doch nur eine ehrliche Antwort und suchte dafür nach der offensichtlichsten Quelle.

Und das war ich – offensichtlich. Tatsache war, ich wirkte sonderbar und unnormal, und das Spielchen funktionierte nur, solange alle bewusst wegsahen. Wenn man alle Schüler unserer Schule nebeneinander in eine Reihe stellen würde, wäre sofort klar, dass ich derjenige war, der nicht dazugehörte. Ich war das Übel. Ich kroch tiefer unter den tropfnassen Baum und begrub meinen Kopf unter den Händen.

Ich war so mies zu ihr gewesen, weil mir keine andere Wahl blieb. So lief das Spiel nun mal, und wenn man dabeibleiben wollte, war es am wichtigsten, sich bedeckt zu halten. Alles andere war nebensächlich. Was ich getan hatte, konnte ich weder wiedergutmachen noch zurücknehmen, denn das war eben ich.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich dem blassen, verregneten Himmel zu, dem welken Rasen und der Eiche. Dem leeren Parkplatz und meinen zitternden Händen.

KAPITEL 6

FREITAG IM STARLIGHT

Roswell holte mich nach dem Abendessen ab. Wie jede Woche fuhren wir in die Stadt, um uns die Konzerte der lokalen Bands anzusehen. Wir redeten kaum. Ich starrte aus dem Seitenfenster, während er an den Knöpfen des Radios herumfummelte und nach Musik suchte, die ihm gefiel.

Schließlich schaltete er es ganz aus. »Und, willst du mir vielleicht sagen, was los ist?« Seine Stimme tönte laut durch die Stille.

»Was?«

Er wendete den Blick nicht von der Straße. »Ich meine nur, du bist heute nicht gerade 'ne Stimmungskanone.«

Ich zuckte mit den Schultern und sah aus dem Fenster auf die Läden der Einkaufsstraße. »Tate Stewart ist ... sie ist heute im Unterricht total ausgeflippt. Und dann wollte sie mit mir reden. Aber was sollte ich ihr denn sagen? Ich meine, ihre Schwester ist gestorben – sie braucht professionelle Hilfe.« Und weil das die Wahrheit war, aber nicht die ganze Wahrheit, erzählte ich ihm noch etwas anderes. Meine Stimme war so heiser und leise, dass ich beinahe flüsterte. »Ros, mir geht's nicht so gut. Schon seit Längerem.«

Roswell nickte und trommelte mit den Handflächen einen Vierteltakt aufs Lenkrad.

»Wie ist das so?«, wollte er plötzlich wissen. »Als – du weißt schon.«

Bei ihm klang es so unkompliziert, als fragte er, wie es war, ein Bluter zu sein oder wenn man seinen Daumen so weit zurückbiegen konnte, dass er das Handgelenk berührte. Nach einem Moment merkte ich, dass ich den Atem anhielt. Es war schwer, etwas zu beschreiben, über das man eigentlich gar nicht reden durfte. Okay, mein Dad nannte es gern »ungewöhnlich« – ein neutrales, sauberes Wort –, aber manchmal las ich in seinem Gesicht, dass er eigentlich »unnatürlich« meinte.

Neben mir trommelte Roswell immer noch mit den Fingern aufs Lenkrad. Schließlich wandte er den Kopf und sah mich an.

Er war nicht blöd. Das war mir klar. Er kannte mich so ziemlich mein ganzes Leben lang, also gab ich mich gar nicht erst der Illusion hin, ihn täuschen zu können. Was mich davon abhielt zu antworten, war die Möglichkeit, dass er mich nachher mit anderen Augen sehen könnte. Vielleicht nicht offenkundig – er würde sich bemühen, es mich nicht merken zu lassen –, aber es würde anders sein.

Und das war schon schlimm genug, aber noch tiefer, beklemmender war die Angst davor, dass sich gar nichts ändern würde. Dass er einfach mit den Schultern zucken und wie immer weitermachen würde, und das war auf gewisse Weise noch schlimmer. Die Wahrheit war hässlich, und wenn er damit leben konnte, obwohl sie alles andere als in Ordnung war, würde ich das nicht ertragen.

Er schwieg, aber er sah mich zwischendurch immer wieder an, wenn wir an einer Ampel hielten, und wartete auf meine Antwort.

Ich kurbelte das Fenster herunter und streckte den Kopf hinaus, sodass der Regen mir ins Gesicht platschte. Ich wusste, sobald ich den Mund aufmachte, würde ich es ihm erzählen. Die kalte Luft half

ein bisschen, aber unter der Verkleidung des Innenraums war der Wagen aus Stahl und mir wurde langsam übel. Es wurde schlimmer.

Roswell atmete geräuschvoll aus, einer dieser langen, gepressten Seufzer, die bedeuteten, dass er etwas auf dem Herzen hatte. »Ich hab nachgedacht«, fing er nach einem Weilchen an. »Ich bin ja kein Arzt und wahrscheinlich geht es mich auch nichts an – aber könnte es sein, dass du Depressionen hast?«

Ich sah hinunter auf meine Hände und ballte sie zu Fäusten. »Nein.«

Ich wusste, wie es wirken musste. In letzter Zeit war es, als wäre ich geradewegs einer psychologischen Broschüre entstieg: Ich antwortete auf Fragen nur in einzelnen Silben, vermied strapaziöse Tätigkeiten, schlief zu viel. Ich hätte ihm gern versichert, dass es nicht so schlimm war, wie es aussah. Dass ich nur meine Rolle spielte – die des Unsichtbaren. Dass die ganze Zeit müde zu sein und immer die Ärmel über die Hände ziehen zu müssen, damit man nicht aus Versehen die Türklinke berührte, und die Tatsache, dass ein Tag dann gut war, wenn niemand merkte, dass man überhaupt existierte, dass das alles ziemlich deprimierend war. Aber noch lange keine Krankheit.

Die Starlight Music Hall war in den Fünfzigerjahren ein Kino und davor ein Theater gewesen. Die Fenster und Dachrinnen des dreistöckigen, stuckverputzten Gebäudes waren mit schmiedeeisernen Schnörkeln verziert, die heute jedoch genauso rosteten wie alles andere und Striemen auf der Fassade hinterließen, die aussahen wie getrocknetes Blut. Wir stellten uns an und gaben dem Türsteher jeder zwei Dollar.

Drinnen drängten sich alle vor der Bühne, die immer noch von dem riesigen alten Samtvorhang gerahmt wurde. Die Wände waren mit Säulen aus Stuck verziert und auch an der Decke sah man Vögel, Blumen und Ranken. Gerade spielten Dollhouse of Mayhem und der Sänger brüllte irgendwas über Leistungsprämien für Manager und die Regierung. Die Leadgitarre klang in etwa so, als hätte man einen Verkehrsunfall in einen Mixer gesteckt. Überall roch es nach rostigem Eisen und verschüttetem Bier und das mulmige, zittrige Gefühl, das mich schon den ganzen Tag begleitet hatte, schlug in einer hässlichen Welle über mir zusammen.

Roswell machte einen überaus analytischen Kommentar darüber, dass die Musikszene zu jeder Zeit ein Barometer für die Befindlichkeit der Bevölkerung darstellte, aber seine Stimme wurde in meinen Ohren lauter und leiser und in meinem Mund war zu viel Spucke.

»Und dann gibt's noch solche Bands wie Horton Hears«, dozierte Roswell gerade. »Denen würde natürlich niemand ernsthaft soziales Engagement vorwerfen oder so, aber –«

Plötzlich wurde mir klar, dass ich mich übergeben würde, und zwar nicht irgendwann in ferner Zukunft, sondern jetzt, sofort. Ich hielt die Hand hoch, wie um zu sagen: »Merk dir, was du sagen willst«, und verschwand in Richtung Toilette.

Ich stand in einer Kabine ohne Tür und versuchte, mich in die Kloschüssel zu übergeben, ohne mich dafür auf den Boden knien zu müssen, der ziemlich widerlich aussah.

Roswell erschien hinter mir in der Toilettentür. »Na, wieder ein Tag im glamourösen Leben des Mackie Doyle?«

Seine Stimme klang gewollt locker und mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass er versuchte, die Situation aufzufangen. Dass er einfach keine Ahnung hatte, was er sonst tun sollte. Mein Leben

lang hatte ich mich immer darauf verlassen können, dass er wegsah und angestrengt so tat, als wäre alles normal.

Als ich fertig war, stand ich am Waschbecken und spülte mir den Mund aus. Darüber hing ein mit Graffiti vollgekratzter Spiegel und ich gab mir Mühe, mich nicht durch das Netz schwarzer Buchstaben und Bilder hindurch zu betrachten. Mein Gesicht hinter dem unleserlichen Gekrakel wirkte blass und schockiert. Natalie ging mir einfach nicht aus dem Kopf. Wenn ich daran dachte, dass unter ihrem Namen eine Leiche begraben worden war, die vielleicht gar nicht ihre war, hatte ich das Gefühl, jeden Moment in Ohnmacht zu fallen.

»Du zitterst ja«, sagte Roswell, der an einem Waschbecken lehnte, während ich mir das Gesicht wusch und es dabei vermied, mein Spiegelbild anzusehen.

Ich nickte und drehte den Wasserhahn zu.

»Du zitterst wirklich ziemlich schlimm.«

Ich wischte mir den Mund mit einem Papiertuch ab und sah ihn nicht an. »Das hört gleich wieder auf.« Ich war heiser und brachte kaum mehr als ein Flüstern heraus.

»Mann, das ist doch kein Spaß mehr«, schimpfte er. »Solltest du nicht besser nach Hause gehen? Wenn du dir nicht immer so viel zumuten würdest –« Er brach mitten im Satz ab.

Ich stopfte das Papiertuch in den Mülleimer und nahm mir ein neues.

Er trat hinter mich. »Mackie. Mackie, guck mich an.«

Als ich mich umdrehte, starrte er zu mir runter. Er hatte blaue Augen, die je nach Beleuchtung eine andere Tönung annahmen. Ich wünschte mir, dass meine überhaupt irgendeine Farbe hätten außer diesem stumpfen, unnatürlichen Schwarz.

»Du musst nicht die ganze Zeit so tun, als wäre alles okay mit dir.«

»Doch, muss ich.« Das war zu laut gewesen, die Worte hallten von den gefliesten Wänden wider. Ich lehnte mich gegen das Waschbecken und schloss die Augen. »Bitte – ich kann nicht darüber reden.«

Er wartete eine Sekunde und trat näher an mich heran, dann spürte ich seine Hand auf meiner Schulter. Es kam unerwartet, aber der Druck beruhigte mich, gab mir festen Boden unter den Füßen.

Als ich die Augen wieder aufmachte, stand Roswell immer noch neben mir, aber er hatte seine Hand wieder sinken lassen. Kurz darauf zog er ein Päckchen Kaugummi aus der Tasche. Mit dem Daumen drückte er eins der Rechtecke durch die schwarze Folie und hielt es mir hin. Ich nahm es.

»Komm«, sagte er und wandte sich zur Tür. »Lass uns Drew und Danny suchen.«

Die Zwillinge waren in der Lounge bei der Bar und spielten Billard mit Tate. Roswell ging auf sie zu, doch ich zögerte. Tate stand mit dem Rücken zu mir. Ich musste so tun, als wäre nichts zwischen uns passiert. Als hätte ich sie auf dem Parkplatz nicht komplett abgeblockt und einfach gewartet, bis sie ging.

Falls ich gedacht hatte, dass sie ihren Ärger über mich groß raushängen lassen würde, hatte ich mich getäuscht. Sie warf uns nur einen kurzen Blick zu und setzte dann ihren Siegeszug fort. Sie spielte einen geraden Stoß. Nichts Schwieriges, aber bei ihr sah es trotzdem beeindruckend und knifflig aus. Ihr Haar stand in wilden Büscheln zu Berge, als wäre sie gerade erst aufgestanden. In erster Linie wirkte sie ruhig, nicht wie jemand, der gerade seine Schwester begraben hatte, und schon gar nicht wie jemand, der sich den seltsamsten

Typen der Schule aussuchte, um mit ihm die Theorie zu besprechen, dass das, was sie da begraben hatten, gar nicht ihre Schwester gewesen war.

Der nächste Stoß war raffinierter, schräg in die Ecke, und sie versenkte ihn wie eine Eins. Die Kugel knallte donnernd in die Tasche, doch sie verzog keine Miene.

»Nicht schlecht«, lobte Roswell, als wir näher an den Tisch traten.

Sie deutete mit dem Kinn auf Drew und Danny. »Tja, die beiden sind aber auch ziemlich grottig.«

Drew zuckte bloß mit den Schultern, aber Danny schnaubte und warf ein zusammengeknülltes Stück Papier nach ihr. »Ach, leck mich doch, Stewart.«

Ich stand ein Stück hinter ihr und sah zu, wie sie sich für den nächsten Stoß aufstellte. Verglichen mit dem von vorher war dieser ein Kinderspiel, aber sie rutschte in letzter Sekunde ab, sodass die Kugel sich in weitem Bogen wegdrehte, nur leicht an die Bande stieß und schließlich genau auf der Kante der Tasche liegen blieb.

Danny boxte ihr grinsend an die Schulter. »Na, wer ist hier grottig?«

Sie warf ihm das Queue zu. »Ja, ja. Ich hol mir 'ne Cola.«

Drew, der sich zu mir stellte, wirkte ungewöhnlich gut gelaunt. »Wir sind fast fertig mit der Roten Angst. Heute haben wir 'nen Haufen Teile gekriegt, die wir im Internet bestellt hatten, und es könnte sogar sein, dass ein paar davon diesmal tatsächlich passen. Fast wären wir zu Hause geblieben und hätten weitergeschraubt.«

Mrs Corbett war Antiquitätenhändlerin – das war die politisch korrekte Weise, um auszudrücken, dass sie alles Mögliche an Schrott sammelte. Die Zwillinge hatten sich von klein auf in ihrem Lager

rumgetrieben und alte Toaster und Radios auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. An der »Roten Angst« arbeiteten sie seit sechs Monaten. Es war ein Lügendetektor aus den Fünfzigerjahren und er funktionierte nicht. Ich wollte ja nicht zu pessimistisch wirken, aber trotz dem, was Drew mir gerade erzählt hatte, war ich mir ziemlich sicher, dass das Ding niemals funktionieren würde.

Eine hüfthohe Mauer teilte den Barbereich vom Rest des Ladens ab und ich stützte mich darauf und ließ den Blick über die Menge schweifen. Auf der Tanzfläche wurde wild gemosht, die Leute rammten und schubsten sich gegenseitig, drehten sich hüpfend um die eigene Achse, stießen zusammen und lösten sich wieder voneinander. Schon vom Zusehen fühlte ich mich erschöpft. Ich beugte mich vor, sodass meine Stirn auf der Mauer lag, und schloss die Augen.

»Warum bist du überhaupt mitgekommen?«, rief Roswell irgendwo über mir. Seine Worte gingen beinahe in der Musik unter.

Ich atmete tief durch und gab mir Mühe, wenigstens ansatzweise lebendig zu klingen. »Weil das immer noch die bessere Alternative war.«

»Klar«, erwiderte Roswell, aber sein Tonfall klang, als wäre das das Blödeste, was er je gehört hatte.

Ich richtete mich wieder auf und ließ den Blick durch den Raum schweifen und da sah ich Alice. Sie stand mit einer Gruppe Mädchen zusammen, die ich nicht kannte.

Ich stützte mich mit den Ellbogen auf die Mauer und beobachtete sie. Es sah schön aus, wie das Licht auf ihr Gesicht fiel.

Auf der Bühne beendeten Dollhouse of Mayhem gerade ihren Auftritt und verbeugten sich so tief, dass es vermutlich ironisch ge-

meint war. Die Stille, als sie ihre Verstärker ausstöpselten, schien so drückend, dass mir davon die Zähne wehtaten. Ich konzentrierte mich nur auf Alice und das bunte Scheinwerferlicht.

Roswell meinte, ich hätte Chancen bei ihr. Aber selbst wenn das stimmte, bedeutete eine Chance noch lange nicht, dass man sie auch zu nutzen wusste. Alice war ein leuchtender Stern mitten im Geschehen, während ich dazu verdammt war, bei Partys und Schulbällen mit den Jungs von der Latein-AG an der Wand zu stehen. Und noch nicht mal dieses Bild kam dem nahe, was ich wirklich war.

Roswell war auch in der Latein-AG. Und im Debattierklub und in der Schülerversretung. Er hatte Hobbys wie Kronkorken und witzige Kugelschreiber sammeln und in seiner Freizeit baute er Uhren aus allen möglichen Haushaltsmaterialien. Aber irgendwie war das nicht das, was ihn wirklich ausmachte. Er spielte auch Fußball und Rugby und wurde immer zum Klassensprecher gewählt. Er lächelte. Er umarmte jeden, andauernd, und benahm sich stets so, als wäre es absolut ausgeschlossen, dass ihn irgendwer nicht mögen könnte. Er machte, was er wollte, hing rum, mit wem er wollte, und kam damit durch. Wenn er mit Mädchen redete, auch mit so hübschen, beliebten wie Stephanie Beecham, dann lächelten und kicherten sie, als könnten sie es gar nicht fassen, dass er tatsächlich wusste, wer sie waren. Er ging einfach wie selbstverständlich davon aus, dass schon alles laufen würde, während ich mir eine bequeme Wand suchte und versuchte, mich so unsichtbar wie möglich zu machen.

Vor uns öffnete sich wieder der Vorhang und Rasputin Sings the Blues betraten die Bühne.

Im Starlight traten immer mindestens fünf Bands pro Abend auf, aber jeder wusste, dass die Bühne eigentlich Rasputin Sings the Blues gehörte. Die anderen durften sie sich nur mal kurz ausleihen.

Es lag nicht nur daran, dass die anderen Bands nicht mit der Bühnenshow und den Zaubertricks mithalten konnten. Wenn Rasputin spielten, war die Musik einfach besser. Wenn sie einen Song coverten, dann war es, als wäre ihre Version die einzig originale.

Carlina Carlyle, die Sängerin, betrat die Bühne. Ihr Haar war zu einem Knoten auf dem Kopf aufgetürmt. Sie trug ein dunkles Kleid mit hohem Kragen, das altmodisch gewirkt hätte, wenn nicht der Rock kurz genug gewesen wäre, um ihre Knie zu zeigen und gute fünfzehn Zentimeter von ihren Oberschenkeln noch dazu.

Sie nahm eine coole, superheldenmäßige Pose ein und schnappte sich das Mikro. Ihre riesigen, viel zu hellblauen Augen waren von einer dicken Schicht schwarzer Schminke umrahmt, was sie ziemlich irre aussehen ließ.

Sie spielten einen Song von Leonard Cohen. Das Gitarrenriff klang hart und ruppig und die Drums hämmerten wie ein gebrochenes Herz.

Drew lehnte sich neben mich an die Mauer und sah hinaus über das Moshpit, als wäre das alles todlangweilig. »Mann, mir hängt Leonard Cohen dermaßen zum Hals raus«, meckerte er. »Stell dir doch mal vor, wie cool das wäre, wenn sie *Head Like a Hole* spielen würden oder vielleicht was von Saliva oder Manson. Oder den Gutter Twins.«

Auf der Bühne sang Carlina wieder und wieder »Repent«, nicht so wie die Backgroundsängerinnen bei Cohen, sondern sie fauchte und kreischte es mit zurückgeworfenem Kopf heraus. Das Publikum vor der Bühne schrie zurück und stieß im Takt die Fäuste in die Luft. Leonard Cohen konnte genauso hart sein wie Reznor und Manson, wenn man es richtig anging.

Jetzt spielten sie eins ihrer eigenen Lieder namens *Formula for*

Flight. Carlina zog eine Zigarette hinter dem Ohr hervor. Der erste Vers lautete: »Burning towers down/ Sleeping underground.« Sie klemmte sich die Zigarette in den Mundwinkel und das Publikum flippte komplett aus.

Drüben am anderen Ende der Bühne stand Alice und lachte mit Jenna, Stephanie und ihren anderen scharfen Freundinnen. Sie trugen alle bunte Tanktops und enge Jeans und sie bewegten sich beim Tanzen im Einklang, als hätten sie die Schritte im Voraus gemeinsam geübt.

Auf der Bühne hörte der Bassist auf zu spielen, trat vor ins Scheinwerferlicht und zog eine Handvoll Streichhölzer aus der Tasche. Die Schnallen seiner Hosenträger blitzten im Licht auf wie Spiegel.

»Gib ihr Feuer!«, brüllte jemand im Publikum.

Er salutierte, steckte sich ein Streichholz zwischen die Zähne und schnipste mit den Fingern dagegen. Dann hielt er die Flamme Carlina hin, die sich eine Hand aufs Dekolleté legte, die Augen schloss und sich zum Streichholz vorbeugte. Er ließ es fallen.

Das nächste Streichholz zündete er an seinem Hemdärmel an, doch als Carlina sich vorbeugte, erlosch es von selbst. Das dritte riss er überhaupt nicht an. Er schnippte einfach mit den Fingern und es entzündete sich.

Er hielt das Streichholz an Carlinas Zigarette und sie sog die Luft ein, sodass die Flamme flackerte und bebte. Carlina fing an, auf und ab zu schreiten. Der Leadgitarrist folgte ihr und spielte dabei ein Solo, das klang wie zerbrochenes Glas und verheddeter Draht. Er trug einen schwarzen Zylinder und der Schatten, den die Hutkrempe auf sein Gesicht warf, ließ es hart und hungrig aussehen.

Der Schlagzeuger im Hintergrund hielt den Takt, aber immer wenn Carlina die Hüfte zur Seite schwang, spielte er zwei scharfe

Schläge auf der Bassdrum. Wenn sie den Rücken wölbte, schlug er auf die Snare, ein spitzes Ra-ta-tat. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr losreißen, genau wie alle anderen männlichen Wesen im Publikum.

Sie stand im Scheinwerferlicht und der Gitarrist umkreiste sie, hechelnd wie ein Hund. Sie zwinkerte und drückte die Zigarette auf seiner Zunge aus. Währenddessen spielte er die ganze Zeit weiter dieselbe komplizierte Sequenz und die Punks auf der Tanzfläche pogten, als gäbe es kein Morgen.

Carlina ergriff das Mikrofon und sang die Bridge: »Going low, going down, going to burn the spires/ No one in this sleepy town wants a race of monsters.«

Hinter ihr spuckte der Gitarrist einen Mundvoll Asche aus und ließ sein Solo immer höher ansteigen. Als die Menge aufhörte zu moshen und anfang, ihm zuzujubeln, hob er den Kopf und lächelte hinauf ins Scheinwerferlicht, als hätte er gerade die Sonne entdeckt.

Der Schauer fing auf meiner Kopfhaut an und lief hinunter über meine Brust und Arme. Ich kannte ihn.

Die Höhe der Bühne machte es schwer, seine Augen zu erkennen, und außerdem warf sein Zylinder einen Schatten auf sein Gesicht, aber ich erkannte ihn selbst im Dunkeln. Ich hatte ihn auf der Fußgängerbrücke gesehen. Er hatte mich auf meine dunklen Augen angesprochen, mich wegen meiner zitternden Hände und bläulichen Lippen verhöhnt.

Ich stand im Publikum und sah auf zu einem unheimlichen Mann mit einem unheimlichen Lächeln.

Ich kannte sein Geheimnis und er kannte meins.

Nachdem Rasputin fertig waren, bauten sie ihr Equipment ab und Concertina kamen auf die Bühne. Die Stimme des Sängers war ganz okay, aber sie spielten mäßig, mit zu viel Verzerrung, und ohne die Bühnenpräsenz von Carlina Carlyle wirkte das Starlight einfach wieder nur staubig und heruntergekommen. Wie ein gemieteter Saal.

Alice stand immer noch mit ihrer kleinen Herde Freundinnen da und ich überlegte mir, dass mir ein Glas Wasser vielleicht ganz gut tun könnte. Das wäre eine Ausrede, um in ihre Nähe zu kommen. Ich könnte einfach vorbeigehen und vielleicht irgendwas sagen oder vielleicht sagte sogar sie was zu mir. Ich machte mich auf den Weg zur Bar.

Der Gitarrist von Rasputin tauchte vollkommen lautlos auf. Im einen Moment war ich noch allein und drängte mich an der Wand entlang durch bis zum Notausgang. Im nächsten stand er direkt neben mir und das grüne Schild über der Tür hüllte ihn in gruseliges Licht.

Er nickte in die Richtung, in der Alice stand, und lächelte, als wäre ihm etwas Lustiges eingefallen. »Sie ist hübsch. Aber bei solchen Mädchen musst du aufpassen. Nachher fällt sie noch auf dem Parkplatz über dich her und küsst dich mit ihrer kalten Eisenzunge.«

Ich wich einen Schritt zurück und er packte mich, griff mich am Kiefer. Seine Finger gruben sich in die weiche Stelle unter meinem Kinn. Er zog mich so nah an sich heran, dass ich meinen Nacken in einem schmerzhaften Winkel nach hinten biegen musste. Sein Atem war heiß und roch nach brennendem Laub.

So standen wir im grünen Glühen des Notausgangsschildes und starrten einander an. Er tat mir weh, aber ich riss mich nicht los. Auf der Bühne mochte er vielleicht getarnt sein, aber hier unten war

es nicht besonders schlau, derart aufzufallen. Ich kam ja die meiste Zeit damit durch, aber *seine* Augen waren einfach zu dunkel. Seine Zähne waren spitz und schmal und standen eng zusammen. Ich hielt still. Nur keine Szene machen.

Er beugte sich über mich, sodass die Krempe seines Huts ihren Schatten auf unser beider Gesichter warf. »Du bist blass und kalt und du stinkst nach Stahl.« Seine Stimme klang gepresst, als blieben die Worte hinter seinen Zähnen stecken. »Tu nicht so, als wärst du nicht infiziert oder als täte es nicht weh. Ich kann es in deinem Atem riechen und im Weiß deiner Augen sehen. Es ist in deinem Blut.«

Hilflos stand ich da und konnte nicht wegsehen. Er beugte sich noch weiter vor, verstärkte seinen Griff um meinen Kiefer und flüsterte heiser: »Muss da wirklich erst so ein armes Schwein wie ich kommen, um dir zu sagen, dass du stirbst?«